



Sendung vom 12.02.1999

Pater Dr. Wolfgang Seibel SJ
Ehemaliger Herausgeber der 'Stimmen der Zeit'
im Gespräch mit Wolfgang Küpper

- Küpper:** Wir sprechen heute im Alpha-Forum mit Pater Wolfgang Seibel, Jesuitenpater. Er hat 30 Jahre lang die Zeitschrift "Stimmen der Zeit" herausgegeben, eine Jesuitenzeitschrift, eine theologische Zeitschrift, und er war 32 Jahre Chefredakteur. Inzwischen, Herr Seibel, sind Sie im wohlverdienten Ruhestand. Ist Ihnen dieser Schritt leicht gefallen, der Wechsel vom aktiven Journalisten zum Ruheständler?
- Seibel:** Bis jetzt ist es mir außerordentlich leicht gefallen und ich fühle mich richtig befreit.
- Küpper:** Sie sind gebürtiger Pfälzer und 1928 in Hauenstein geboren. Das klingt dörflich, nach einem Marktflecken.
- Seibel:** Hauenstein liegt in der Südwestpfalz, im Pfälzer Wald, einer wunderbaren Waldgegend. Bei meiner Geburt hatte der Ort 2500 Einwohner, inzwischen sind es 4000 Einwohner.
- Küpper:** Ihr Vater war Bürgermeister in Hauenstein.
- Seibel:** Mein Vater war zuerst Schuhfabrikant, da ganz Hauenstein von den Schuhen lebt wie auch der gesamte Landkreis. Er hat aber in den 50er Jahren seine Schuhfabrik verkauft, weil er Bürgermeister war und dann hauptamtlicher Bürgermeister werden konnte, was ihn viel mehr interessierte. Das konnte er auch viel besser als Schuhe machen. Er war auch noch Landtagsabgeordneter in Rheinland-Pfalz.
- Küpper:** Hat Sie Ihre Herkunft politisch geprägt? Können Sie sich an die Aktivitäten Ihres Vaters erinnern?
- Seibel:** Ich kann mich natürlich an vieles erinnern. Es ist selbstverständlich so, dass einem vieles entfällt, was man erlebt hat, und viele Erinnerungen sich trüben, insofern muss man das mit Vorsicht genießen. Mein Vater hatte eine Schuhfabrik von seinem Vater übernommen, und meine ersten Erinnerungen an das Elternhaus waren natürlich Erinnerungen an die Nazizeit. Mein Vater war ein alter Zentrumspolitiker und deswegen im Dritten Reich keine sehr geliebte Person. Er musste auch während des Krieges seinen Betrieb schließen.
- Küpper:** Gab es Auseinandersetzungen zwischen Ihrem Vater als Zentrumspolitiker und den Nazis? War das für Sie als Kind spürbar?
- Seibel:** Hauenstein war in der damals herrschenden Terminologie ein rabenschwarzer Ort. Es gab dort politisch nur Zentrum, und insofern war die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eher eine Auseinandersetzung des ganzen Ortes. Es ist interessant, dass bei der letzten Reichstagswahl Hauenstein der Ort war, in dem die Nazis prozentmäßig die geringste Stimmenzahl hatten im gesamten deutschen Reich.

- Küpper:** Sie sind während des Krieges ab 1938 aufs Gymnasium in Landau in der Pfalz gekommen. Friedrich Wetter, der Erzbischof von München und Freising, war Ihr Klassenkamerad. Mit ihm sind Sie in die gleiche Klasse gegangen.
- Seibel:** Meine Gymnasialzeit begann nicht im Jesuitenkolleg Sankt Blasien im Schwarzwald, denn das wurde 1939 aufgehoben. Ich kam dann nach Speyer und an Ostern 1941 ins Gymnasium nach Landau. Dort kam ich in die Klasse, in der der heutige Kardinal Friedrich Wetter auch war.
- Küpper:** Wie war das damals mit Friedrich Wetter als Klassenkamerad?
- Seibel:** Wir hatten miteinander ein sehr gutes Verhältnis. Wir waren befreundet und beide in der katholischen Pfarrei außerordentlich aktiv. Ich war häufig bei ihm und er häufig bei mir zu Hause. Es war ein sehr enges, kameradschaftliches, freundschaftliches Verhältnis. Ich habe bei ihm etwas ganz Wichtiges gelernt, denn als ich nach Landau kam, konnte ich nicht schwimmen. Er war ein hervorragender Schwimmer und er hat mir das Schwimmen beigebracht.
- Küpper:** Sie sind auch gemeinsam nach dem Krieg, als das Abitur abgelegt war, nach Rom zum Studium gegangen. Sie haben natürlich vorher noch zwei Jahre an der Hochschule in Frankfurt verbracht, kamen nach Rom zum Studium und da waren Sie mit Friedrich Wetter wieder zusammen.
- Seibel:** Ja. Friedrich Wetter und ich sollten von Anfang an nach Rom gehen. Es war damals, 1947, als wir Abitur gemacht haben, aber sehr schwierig, ein italienisches Visum zu bekommen. Zur Überbrückung dieser Zeit hat uns der Bischof nach Frankfurt, nach St. Georgen geschickt, wo wir ein Semester blieben.
- Küpper:** Waren Sie beide die einzigen Kandidaten, für die dieser Weg vorgesehen war?
- Seibel:** Ja, aus der Diözese Speyer waren wir die einzigen. Damals war es so, dass man nicht einfach Theologie studieren konnte, wenn man Jesuit werden wollte. Man musste dort studieren, wo die Theologen der Diözese studierten. Das bestimmte meist der Bischof und er hatte die Möglichkeit, den einen oder anderen auch nach Rom zu schicken. So kamen wir beide nach Rom.
- Küpper:** Haben sich Ihre Wege dann getrennt oder hielten Sie Kontakt zueinander über das Studium hinaus?
- Seibel:** Wir waren in Rom ständig beisammen und wurden auch zusammen zum Priester geweiht. Ich bin nach dem Abschluss meiner Studien in den Jesuitenorden eingetreten und Friedrich Wetter war in der Diözese Speyer tätig. Wir hatten aber immer lockeren Kontakt, vor allem als er dann nach München kam, um sich dort zu habilitieren. Die Verbindung ist nie abgerissen.
- Küpper:** Der Jesuitenorden hat Sie geprägt. Ich wusste nicht, dass Sie im Kolleg in Sankt Blasien im Schwarzwald waren. Hat das zu bedeuten, dass damals schon die Richtung vorgegeben war und Sie wussten, dass der Jesuitenorden für Sie Ihr Ziel sein würde? Der Eintritt in den Orden fand aber dann erst viel später statt.
- Seibel:** Nein, nicht unbedingt. Es kann natürlich sein, dass ich damals auch schon als Knabe die Idee hatte, Jesuit zu werden, aber ich erinnere mich nicht mehr daran. Als ich Abitur gemacht hatte, wollte ich unbedingt in den kirchlichen Dienst, wollte Priester werden in der Diözese Speyer. Der Gedanke, Jesuit zu werden, ist dann in Rom langsam herangereift, weil das Germanicum, in dem wir wohnten, und die Universität, in der wir studierten, von Jesuiten geleitet wurden, so dass ich ausgiebig Jesuiten kennenlernen konnte.

- Küpper:** Was hat Sie am Jesuitenorden so fasziniert?
- Seibel:** Das ist außerordentlich schwer zu formulieren. Ich hatte auf jeden Fall den Eindruck, dass es ein Orden ist, in dem ich mich wohlfühlen und meine Fähigkeiten entfalten kann. Was mich auf jeden Fall an dem Orden beeindruckt hat war die Tatsache, dass der Jesuitenorden im Unterschied zu anderen Orden nicht auf ein oder zwei Tätigkeitsbereiche beschränkt ist, sondern ein sehr weites Tätigkeitsfeld hat, so dass alle Begabungen zu ihrem Recht kommen konnten. Das hat mich gereizt und fasziniert.
- Küpper:** Es gibt Beobachter, die sagen, dass der Jesuitenorden der intellektuellste unter den Orden ist, die es weltweit gibt. Andere sind mehr bodenständig, denkt man z. B. an die Benediktiner. Sehen Sie das auch so?
- Seibel:** Das ist natürlich etwas schwer zu sagen. Man sagt auch, die Dominikaner seien ein intellektueller Orden. Es gibt, wie überall, auch beim Jesuitenorden alle Sorten von Menschen. Es ist richtig, dass das Studium der Jesuiten immer ein bisschen länger gedauert hat als z. B. bei Diözesanpriestern. Es ist bei Jesuiten vielleicht noch stärker als bei anderen Orden, dass die Zahl derer, die nach Abschluss des normalen Theologiestudiums noch promovieren oder ein zusätzliches Fach studieren - aus dem Bereich der Naturwissenschaft oder sonstiges - etwas höher ist.
- Küpper:** Wie kam dann der Kontakt zur Zeitschrift "Stimmen der Zeit" zustande? Es war Mitte der 50er Jahre, als Sie das Studium abgeschlossen hatten, in den Orden eingetreten waren und promoviert hatten. Wer hat Sie entdeckt für die "Stimmen der Zeit"?
- Seibel:** Ich habe in Rom promoviert, bin 1955 in den Jesuitenorden eingetreten und habe mein Noviziat im Herbst 1956 abgeschlossen. Dann stellte sich die Frage, was ich machen sollte, und es gab eine Reihe von Vorschlägen. Die "Stimmen der Zeit" suchten damals jemanden. Man ist an mich herangetreten, ob ich nicht mitarbeiten wollte. Andere meinten, ich sollte Professor werden, was mich aber überhaupt nicht reizte, so dass ich zu den "Stimmen" gekommen bin.
- Küpper:** Was hat Sie am Professorentum so wenig fasziniert?
- Seibel:** Ich weiß nicht, vielleicht war es der Gedanke, ständig Vorlesungen halten, über Büchern sitzen und wissenschaftlich arbeiten zu müssen usw. Irgendwo war mir das zu trocken und reizte mich nicht.
- Küpper:** Wie läuft die Arbeit bei einer theologischen Fachzeitschrift? Man hat 30 Jahre lang Ihre Leitartikel lesen können, denn jede Nummer fast hat mit einem Leitartikel von Ihnen begonnen. Was macht man sonst noch als Chefredakteur einer theologischen Zeitschrift?
- Seibel:** Die "Stimmen der Zeit" sind nicht ausschließlich eine theologische Fachzeitschrift; vielmehr befasst sie sich mit allen Fragen der Auseinandersetzung des Christen mit der Zeit, und kirchliche Fragen bilden darin einen Schwerpunkt. Die Arbeit eines Chefredakteurs besteht zunächst darin – das ist die Hauptaufgabe –, gute Autoren zu finden, die hervorragende Artikel schreiben, denn für die "Stimmen der Zeit" sind zwei Dinge unerlässlich: Erstens müssen der Autor oder die Autorin von der Sache etwas verstehen und zweitens müssen sie so schreiben können, dass auch ein nicht unbedingt fachlich vorgebildeter Leser das mit Interesse liest. Alleine schon das Heranschaffen und in Form bringen der Artikel für den Druck erfordert sehr viel Zeit. Es war aber nicht so, dass es ein absoluter Full-Time-Job gewesen ist; ich habe auch noch viele Dinge nebenbei machen können, wie Vorträge halten usw.
- Küpper:** Sie sind auch in eine Phase hineingeraten, die im weitesten Sinne kirchenpolitisch hochinteressant war: 1959 gab es einen neuen Papst, Johannes XXIII., der binnen kurzer Zeit ein Konzil ausgerufen hat. Dann

kam das berühmte Zweite Vatikanische Konzil und Sie waren Konzilsberichterstatter in Rom für die Katholische Nachrichtenagentur, haben also die gesamte Arbeit von 1962 bis 1965 hautnah mitverfolgt. Das muss eine spannende Sache gewesen sein für jemanden, der am Anfang seines Berufslebens stand. Fangen wir mit Johannes XXIII. an, einem Papst, den damals viele unterschätzt haben, als er gewählt wurde. Er galt als Übergangspapst und dass er ein Konzil ausrufen würde, hat niemand vermutet, ein Konzil, das dann langfristige Auswirkungen gezeigt hat. Wir diskutieren heute über das Zweite Vatikanum genauso wie damals in den 60er Jahren. Wer war Johannes XXIII. aus Ihrer Sicht?

Seibel: Man muss ihn zunächst im Gegensatz oder im Vergleich zu seinem Vorgänger sehen. Sein Vorgänger Papst Pius XII., ein römischer Aristokrat, war eigentlich der Prototyp eines Papstes, der Autorität ausstrahlte und die Kirche mit fester Hand regierte. Spätestens unter dem Pontifikat Papst Pius' XII. hatten sich in der Kirche sehr viele Probleme angestaut, denn die ganze Situation in der Kirche war eine Situation des Unterdrücktseins. Man hatte den Eindruck, dass alles unter dem Deckel gehalten würde. Nun kam auf einmal ein Papst, der schon menschlich genau das Gegenteil von Pius XII. war, nicht die erhabene, hierarchische Gestalt, sondern ein normaler, freundlicher, leutseliger Mensch. Schon damit hatte man den Eindruck, dass jetzt eine Epoche der Kirchengeschichte abgeschlossen ist.

Küpper: Dennoch haben ihn viele unterschätzt.

Seibel: Er wurde natürlich völlig unterschätzt. Pius XII. hatte – das kann man beurteilen, wie man will – wenig Kardinäle ernannt. Er hielt die Kardinäle an der Kurie in Rom und irgendwo lag ihm das nicht. Er hätte lieber so eine Art Ministerialbeamte gehabt, die man versetzen kann. Er hat also ganz wenig Kardinäle ernannt, so dass bei der Wahl seines Nachfolgers die Auswahl relativ gering war. Da dachten viele: Wir wählen diesen alten Angelo Guisepe Roncalli und der wird dann die Hauptaufgabe erfüllen, nämlich neue Kardinäle ernennen. Dann wird bald wieder eine neue Wahl fällig sein und man kann wieder normal wählen. Es hätte ihm niemals jemand zugetraut – auch seine engste Umgebung nicht –, dass er die Idee eines Konzils entwickeln würde.

Küpper: Die Wahl Johannes XXIII. war 1958. 90 Tage später hatte er den Entschluss, ein Konzil einzuberufen, kund getan. Können Sie sich an diese Stimmung entsinnen, die er mit dieser Entscheidung damals ausgelöst hat? Wie haben die Leute reagiert? Wie haben Sie als Fachmann reagiert auf diese Ankündigung?

Seibel: Die Menschen waren begeistert. Man war der Meinung, dass nach dem Ersten Vatikanischen Konzil es kein Konzil mehr brauche, denn es hat definiert, dass der Papst die oberste Vollmacht in der Kirche hat und er alles machen kann. Was braucht man dann noch ein Konzil, wenn ein Papst alles selber, alleine bestimmen kann? Deshalb war es eine weit verbreitete Meinung, dass ein Konzil nicht mehr notwendig wäre. Schon die Tatsache, dass Johannes XXIII. offensichtlich der Meinung war, dass die Kirche einer umfassenden Reform bedarf, um in der heutigen Zeit ihre Aufgaben erfüllen zu können, und er eigentlich nicht wusste, in welche Richtung diese Reform gehen sollte, überraschte alle. Er hat deshalb das Konzil einberufen, weil er sagte, dass dann die Verantwortlichen zusammenkommen, miteinander diskutieren, ihre Erfahrungen austauschen - und dann wird sich der Weg finden, der für die Kirche heute sinnvoll ist.

Küpper: Es war ganz deutlich, dass ein gewisser Experimentiercharakter zu spüren war in dem, was Johannes XXIII. angezettelt hat. Die wichtigsten Stichwörter haben Sie schon genannt. Es ging nicht nur um Dekrete, die von oben nach unten verordnet wurden, sondern es wurde versucht, einen Dialog zu führen, ein Gespräch mit denjenigen, die beteiligt sind. Es waren

nicht nur Bischöfe, Priester und sonstige Kleriker aufgerufen, sondern das gesamte Volk Gottes war aufgerufen mitzudenken, weil dieser Konzilsprozess nicht nur auf Rom beschränkt war. Es war eine weltweite Aktivität in Gang gekommen, die jeden betraf. Alleine die Ankündigung sorgte für Begeisterung.

Seibel: Ja. Natürlich machte man sich manchmal auch übertriebene Hoffnung, weil der Begriff "Ökumenisches Konzil" in der Zwischenzeit eine neue Bedeutung angenommen hatte. In der klassischen katholischen Sprache ist ein ökumenisches Konzil ein allgemeines Konzil der gesamten Kirche im Unterschied zu regionalen Versammlungen. Inzwischen war natürlich Ökumene der Begriff für die Bestrebungen nach der Einheit aller Christen geworden, so dass viele meinten und hofften, Johannes XXIII. schwebe eine Versammlung aller christlichen Kirchen vor. Das war nie sein Sinn. Er hat zwar das Anliegen der Ökumene gehabt, aber als Konzil schwebte ihm immer eine innerkatholische Versammlung vor.

Küpper: Die anderen waren zumindest als Beobachter zugelassen, durften teilnehmen und die Diskussion direkt mitverfolgen.

Seibel: Ja, das war auch ein revolutionärer Zug, geradezu eine revolutionäre Tat, dass Johannes XXIII. Beobachter aller anderen christlichen Kirchen eingeladen hat, die bei allen Konzilsverhandlungen anwesend waren, die sämtliche Konzilstexte und Papiere bekamen und auch über das Sekretariat für die Einheit der Christen, das sie betreute, einen enormen Einfluss auf das Konzil hatten, weil sie bei den Entwürfen auch immer ihre eigenen Stellungnahmen und Vorschläge abgaben, die eine wichtige Rolle spielten.

Küpper: In einem Ihrer Kommentare habe ich gelesen, dass Johannes XXIII. mit seiner Eröffnungsrede zum Beginn des Konzils 1962 quasi die Summe seines theologischen Lebens vorgelegt hat, eine Einschätzung, die Sie vor 20 Jahren getroffen haben. Stimmt das nach wie vor?

Seibel: Ja, das stimmt nach wie vor, denn die Eröffnungsrede am 11. Oktober 1962 war ein richtiggehender Paukenschlag, weil jeder erwartet hatte, dass es eine Rede wird, wie päpstliche Reden meistens sind, mit vielen Floskeln usw. Johannes XXIII. hatte hier seine persönliche Sicht der Dinge vorgetragen, und es ist inzwischen auch durch intensive historische Forschung völlig klar, dass er diese Rede alleine gemacht hat. Er hat sich nicht zuarbeiten lassen, sondern sie selbst Wort für Wort entworfen. Deswegen sind das seine ureigensten Gedanken, die in diese Rede eingegangen sind.

Küpper: Man redet zwar über das Konzil, weiß aber manchmal gar nicht, was die Hauptinhalte waren. Könnten Sie bitte zusammenfassen, was damals in der Eröffnungsrede schon zur Sprache kam und sich dann in der Diskussion in den weiteren Jahren fortgesetzt hat? Was waren die Hauptthemen dieses Konzils?

Seibel: Die Hauptthemen waren erstens eine Reform der Kirche im Sinne - um nur einige Stichworte zu nennen – einer Dezentralisierung, einer Aufwertung der Ortskirchen, einer stärkeren Betonung des Dialogs und der offenen Diskussion bei der Erarbeitung von Entscheidungen und bei der Wahrheitsfindung, also eine dialogische Kirche; zweitens die Öffnung der Kirche zur Welt, denn vorher war es eher so, dass sich die katholische Kirche von der modernen Gesellschaft abgeschlossen hat. Es ging dem Konzil um eine sehr differenzierte Auseinandersetzung; das Verhältnis der Kirche zur modernen Gesellschaft sollte ein Verhältnis des Dialogs sein. Das sind wesentliche Stichworte.

Küpper: In diesem Zusammenhang taucht auch der Begriff des Aggiornamento auf, den Johannes XXIII. in die Diskussion eingebracht hat, also die sachliche, argumentative Auseinandersetzung als katholische Kirche mit dem, was die

Welt drum herum tut und lässt. Sie soll mit uns diskutieren, nicht nur diese statische Haltung einnehmen nach dem Motto: Hier komme ich als Papst zu Gesprächen und die anderen haben das zu akzeptieren. Der Papst soll sich mit uns auseinandersetzen, eintreten in den Dialog, nicht nur innerkirchlich, sondern auch mit den anderen.

Seibel: Ja, die Grundintension des Papstes und des Konzils war die Reform der Kirche mit Blick auf das Evangelium und gleichzeitig mit Blick auf die Fragen unserer heutigen Zeit. Diese Öffnung zur modernen Gesellschaft hin und zu den Problemen der Menschen von heute war einer der entscheidenden Durchbrüche des Konzils. Man muss wissen, dass die Entwürfe, die dem Konzil vorlagen, von der römischen Kurie erarbeitet gewesen sind. Diese hatten die Absicht, das Kirchenbild, wie es sich unter Papst Pius XII. herausgebildet hatte, gewissermaßen zu zementieren, einen Schlussstrich unter eine Epoche zu setzen, die Jahrhunderte lang gedauert hat. Sie waren der Meinung, diese Entwürfe seien so klar begründet, so selbstverständlich, dass die Bischöfe kommen und die Sachen akzeptieren und in wenigen Tagen wieder nach Hause fahren würden. Der große Durchbruch des Konzils kam während der ersten Sitzungsperiode, als die versammelten Bischöfe diese Entwürfe vom Tisch wischten und einen Neuanfang setzten.

Küpper: Gab es auch Widerstand gegen diesen Vorwärtsdrang, der sich hier plötzlich entwickelte, oder verlief die Diskussion immer relativ einmütig?

Seibel: Die Diskussionen waren außerordentlich hart. Es stellte sich ziemlich bald heraus, dass eine große Mehrheit des Konzils – was man übrigens vorher nicht geahnt hätte, weil man glaubte, dass die Bischöfe alle sehr konservativ seien – diese Öffnung und diese Reform wollte. Die Minderheit, die das Neue ablehnte, war relativ klein. Es waren, das sah man an den Abstimmungen, nie mehr als 300 von 2000, aber diese Minderheit hatte sehr viele Einflussmöglichkeiten, weil fast alle Leute der führenden Kurie dazu gehörten. Die römische Kurie hatte über das Konzilssekretariat und auch über den Papst immer wieder Möglichkeiten, ihre Schwierigkeiten geltend zu machen. Das Ergebnis war natürlich, dass die Mehrheit auf diese Minderheit sehr große Rücksicht nahm. Deswegen finden Sie eine ganze Reihe von mehrdeutigen Formulierungen, wo man, um zu einer möglichst großen Einstimmigkeit zu kommen, auch noch Elemente des alten Kirchenbildes aufgenommen hat, obwohl es zum Neuen eigentlich nicht mehr passte.

Küpper: Es war auf jeden Fall spürbar, dass der Konsens gesucht wurde. Man muss immer daran denken, dass 1873 die Unfehlbarkeit des Papstes zementiert wurde. Jetzt, ein halbes Jahrhundert später, entwickelte sich fast eine Gegenbewegung - oder zumindest lief das, was das Konzil hier an Öffnung ermöglichte, dem Unfehlbarkeitsdogma des Papstes entgegen.

Seibel: Die Definition des Ersten Vatikanischen Konzils von 1870 über die Unfehlbarkeit des Papstes ist eines der schwierigsten Kapitel der Dogmen und Lehrgeschichte der katholischen Kirche überhaupt, denn das Dogma wurde damals auch auf Druck des Papstes relativ durchgepeitscht und es gab eine Minderheit, die dann vor Konzilsschluss abreiste, weil sie nicht einstimmen wollten und dagegen war. Die Problematik dieser Definition hat sich im Laufe der Zeit immer stärker gezeigt, denn die Gegner der Definition sagten, dass es auf Dauer dorthin führt, dass der Papst quasi ein absolutistischer Alleinherrscher wird, was überhaupt nicht der Struktur der Kirche entspricht. Es führt auch dahin, dass Aussagen des Papstes, die überhaupt nicht den Rang definitiver dogmatischer Aussagen beanspruchen, so behandelt werden, als seien sie unangreifbar. Das Zweite Vatikanische Konzil wollte die Rolle des Papstes stärker einbinden in das Bischofskollegium, hat aber versäumt, die entsprechenden rechtlichen Regelungen zu schaffen, so dass das heute noch ein großes Problem ist.

Küpper: Wenn man an die momentane Situation denkt und an das Pontifikat des amtierenden Papstes, dann sage ich ganz offen und so sehen es viele, dass sich hier einiges rückwärts entwickelt hat mit Blick auf das Zweite Vatikanische Konzil. Es ist auch in Ihrer Zeitschrift oft nachzulesen, dass die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils und die Umsetzung dessen, was damals mit großer Mehrheit festgelegt wurde, zu wünschen übrig lässt. Es gibt Leute – damit gebe ich die Meinung einiger wieder, die vielleicht am Rande stehen, aber doch ganz sensibel verfolgen, was in der katholischen Kirche passierte – die sagen: Das Zweite Vatikanum ist bereits bzw. wird weiterhin sukzessive zurückgenommen; wir entwickeln uns vom Zweiten Vatikanum weg.

Seibel: Man kann grundsätzlich sagen, dass das Zweite Vatikanische Konzil mit den neuen Ideen, die es formulierte, in der Gesamtkirche auf eine ungeheure Resonanz gestoßen ist, und das ist bis heute der Fall. Es gibt aber – das sehe ich als sehr verhängnisvoll an – seit einer Reihe von Jahren starke Kräfte in der Zentrale der Kirche, die die Ansätze für ein erneuertes Kirchenbild, wie es das Konzil gesehen hat, zurückdrängen wollen und auch offensichtlich die Absicht haben, das alte absolutistische, autoritäre Kirchenbild zu restaurieren, ja sogar zu verschärfen. Diese Tendenzen sind völlig eindeutig und haben in der Kirche sicher nicht die Mehrheit der Kirchenmitglieder, aber die haben in diesen Dingen wenig zu sagen. Ich bin aber der Meinung, dass sich diese rückwärtsgerichteten Tendenzen auf Dauer nicht durchsetzen. Ich sehe es eher als eine Art letztes Rückzugsgefecht einer untergehenden Art.

Küpper: Meinen Sie, dass Dinge wie die Laieninstruktionen vom letzten Herbst oder auch Stellungnahmen aus Rom zum Thema Schwangerenberatung – da ist die Diskussion momentan im Gang –, das Papier zur Stellung der nationalen Bischofskonferenz oder das Thema Treueeid für Theologen, meinen Sie, das könnte wieder rückgängig gemacht werden in der Schärfe, in der es momentan vorliegt? Dass hier also Bewegung zu spüren wäre wieder mehr auf eine positive Entwicklung hin? Momentan sieht es so aus, als seien es Schritte, die vom Zweiten Vatikanum wegführen und in die entgegengesetzte Richtung gehen und die letztlich die Stimmung, das Klima, miserabel machen.

Seibel: Ja, all diese Dinge sind sicher als ein Versuch gedacht, gewissermaßen Pflöcke einzuschlagen, etwas zu zementieren, was auch ein Nachfolger des jetzigen Papstes nicht rückgängig machen kann. Man kann zwei Dinge dazu sagen. Erstens: Vieles wird natürlich nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Dieser Treueeid wurde schon 1989 verlangt, und es gibt keine einzige Bischofskonferenz in Europa, die ihn bisher verlangt hat. Viele Dinge werden einfach nicht durchgeführt, weil sie sich nicht realisieren lassen. Zweitens: Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass es in der Kirche schon eine ganze Reihe von Dekreten, Weisungen, Lehren gegeben hat, die im Laufe der Zeit revidiert werden mussten, die sich als falsch erwiesen haben. Wobei allerdings in der katholischen Kirche die Revision solcher Dinge normalerweise nicht so geschieht, dass man es einfach zurücknimmt, sondern dass man es im Untergrund versinken lässt und so tut, als ob es nie da gewesen wäre.

Küpper: Das würde also heißen, dass mehr Gelassenheit angebracht wäre. Wir Deutsche sind hier besonders sensibel im Gegensatz zu Südländern wie z. B. Franzosen oder Italiener, die sich offensichtlich von solchen Vorgängen weniger berühren lassen.

Seibel: Bei Italienern und Südländern ist es sowieso selbstverständlich - und so machen sie es auch mit der Kirche: Was von oben kommt, das gilt für andere, aber nicht für sie. Um auf Ihre Formulierung zurückzukommen: Es ist sicherlich Gelassenheit angebracht, wenn man in großen Zeiträumen denkt. Auf der anderen Seite sollte man sich vor lauter Gelassenheit nicht

davon abhalten lassen, auch dezidiert seine Meinung zu sagen. Das Schlimmste wäre, wenn die Stimmen, die im Sinn des Zweiten Vatikanischen Konzils für eine weitgehende Reform plädieren, verstummen würden oder sich resignierend zurückzögen. Das wäre das Schlimmste aller möglichen Szenarien.

Küpper:

Ihr Ordensbruder Karl Rahner hat das sehr treffend zu Beginn der 50er Jahre formuliert. Es gibt eine Passage, in der er "vom offenen Wort in der Kirche" spricht, und diese Denkweise taucht dann im Zweiten Vatikanum wieder auf. Es wird dem Katholiken nicht nur empfohlen, sondern zugestanden und er wird ermuntert, ein offenes Wort zu führen im dialogischen Sinne und auch verschiedene Meinungen gelten zu lassen. Das klingt für viele heutzutage auch schon sehr unkatholisch, denn wenn verschiedene Meinungen auftauchen, dann werden manche ganz nervös und sagen, dass hier was nicht stimmen kann. Es gibt nur eine richtige Linie, nur eine richtige Meinung, nur eine Perspektive.

Seibel:

Da hat das Konzil ein entscheidendes Wort gesagt, denn es hat ausdrücklich in der Pastoralkonstitution der Kirche in der Welt von heute gesagt, dass es in konkreten Fragen normal ist, dass Mitglieder der Kirche, Christen, bei gleicher Sorgfalt und gleicher Treue zum Evangelium zu verschiedenen Lösungsversuchen kommen. Also: Eine Pluralität der Meinungen wird vom Konzil als ganz normal angesehen, und es heißt weiter, dass dann davon aber niemand in einem solchen Fall für sich das Recht in Anspruch nehmen darf, alleine die Wahrheit zu haben, sondern andere sollen in einem offenen Dialog versuchen, zu einer gemeinsamen Lösung zu kommen. Pluralität wird vom Konzil ausdrücklich anerkannt. Es ist richtig, dass in der Kirche schon immer ein Verständnis herrschte, das eher das Einstimmige, die Einheit, die Übereinstimmung auch bis in die konkretesten Fragen von Politik und Gesellschaft hinein als Merkmal eines guten Katholiken ansah. Das ist seit dem Konzil sowieso vorbei, aber es herrscht heute noch ein gewisses Harmoniebedürfnis. Es gibt viele Bischofskonferenzen – die deutsche nicht ausgeschlossen –, die meinen, sie müssten in der Öffentlichkeit immer geschlossen auftreten, wobei jeder weiß, dass es erhebliche Meinungsverschiedenheiten auch in diesen Gremien gibt. Diese sollten auch offen ausgetragen werden. Sie haben aber zitiert, dass jeder Christ seine Meinung sagen kann. Es ist sogar ins kirchliche Rechtsbuch eingegangen, dass jeder das Recht, sogar die Pflicht hat, seine Meinung in Dingen der Kirche den kirchlichen Oberen vorzutragen und den anderen Gläubigen kundzutun.

Küpper:

Was aber nicht auf Denunziation hinauslaufen sollte. Da gibt es inzwischen Tendenzen, die dafür sorgen, dass man den Eindruck hat, dass überall angeschwärzt wird, wenn irgendetwas nicht so läuft. Ich meine damit vor allem fundamentalistisch auftretende Gruppierungen innerhalb der katholischen Kirche, die ganz klar Dinge benennen, von denen sie der Meinung sind, dass sie falsch laufen. Sie gehen dann zum zuständigen Bischof und schwärzen die Leute an. Auch jetzt beim Treueeid, der sich auch auf Kleriker, auf Theologen bezieht, die im Schuldienst arbeiten, könnte das ähnlich laufen. Nun gestehen wir auch solchen Gruppierungen zu, dass sie ihre Meinung äußern im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils. Man müsste aber auch sagen, dass es so nicht geht, dass sie alles durchsetzen wollen, was sie sich einbilden.

Seibel:

Zunächst ist es richtig, dass die Bischöfe geradezu überschwemmt werden von solchen Briefen, die auf angebliche Missstände aufmerksam machen, auch von Denunziationen. Das hat es immer gegeben und das wird man nie ausrotten können, aber das Entscheidende ist, wie man darauf reagiert. Es ist sehr schlimm in der Kirche, dass diese Denunziationen vor allem in Rom heute ernstgenommen werden und gewissermaßen als die Stimme des gläubigen Volkes betrachtet werden. Die richtige Reaktion auf eine

Denunziation ist, dass man diesem Herrn bzw. dieser Frau schreibt, dass man den Brief an den Betreffenden, den er denunziert hat, zur Stellungnahme weiterleitet. Dann würde das sofort aufhören. Was diese Gruppen angeht, die sich da so lautstark äußern, haben sie selbstverständlich das Recht, ihre Meinung zu äußern und ihre Positionen zu haben. Das ist das Recht jedes Einzelnen. Allerdings: Sie müssen dialogfähig und dialogbereit sein. Das ist aber meist nicht der Fall, weil sie nämlich der Meinung sind, ihre Position wäre die allein katholische und alle anderen seien nicht mehr katholisch. Gegenüber solchen Absolutheitsansprüchen gibt es eigentlich gar keine Waffe, weil man da gar nicht mehr diskutieren kann. Da würde nur ein Wort von oben helfen, das sagt: Hört auf mit euren Denunziationen, das wird so gemacht und Schluss.

Küpper: Inwieweit schätzen Sie die neue Situation für die Bischofskonferenzen als bedenklich ein, da ja Einstimmigkeit bei Beschlüssen gefordert wird; d. h. wenn ein Bischof gegen das ist, was die anderen beschließen, ist das ganze Unternehmen blockiert. Da müsste eigentlich, laut Verlautbarung, Rom den Schiedsrichter spielen. Ist das eine gute Entwicklung? Meines Erachtens nicht.

Seibel: Das ist eine ganz verhängnisvolle Entwicklung. Es ist ja außerordentlich bemerkenswert, dass bei der Vorstellung dieses Dokuments in Rom Kardinal Ratzinger ausdrücklich gesagt hat, er habe, weil es so differenziert und hoch komplex ist, dem Papst empfohlen, noch keine Entscheidung darüber zu fällen. Der Papst hat darauf aber bestanden, d. h. selbst Kardinal Ratzinger distanziert sich in einer gewissen Weise von dieser Entscheidung. Es ist insofern verhängnisvoll, weil damit den Bischofskonferenzen eigentlich jede Möglichkeit genommen wird, sich zu irgendeiner Frage zu äußern. Wenn sie sich zu Lehrfragen äußern, muss die Äußerung einstimmig sein, sonst mindestens zwei Drittel, aber dann muss Rom das genehmigen. Ein Bischof kann alles unmöglich machen. Das Schlimme ist dabei, dass Rom wieder bestimmt, was Lehrfragen sind. Wenn ich Dokumente der Deutschen Bischofskonferenz anschau, z. B. die berühmte Königsteiner Erklärung, die 1968 nach der Enzyklika Humanae Vitae zum Thema Empfängnisverhütung erschien: Sie wäre unter diesen Voraussetzungen nicht mehr möglich.

Küpper: Wie schätzen Sie die gesamte Entwicklung ein? Es gibt Leute, die sagen, es wäre viel gewonnen, wenn der einzelne Christ, der Katholik, der Amtsträger wie der Laie, mehr Selbstbewusstsein zeigen würde. Damit soll wohl die große Masse der etwas Distanzierten angesprochen werden, die eigentlich dem Unternehmen Kirche im Grunde noch sehr positiv gegenüberstehen, sich aber nicht so sehr ins Zeug legen wie andere, die ihre Position ganz klar ausdrücken. Selbstbewusstsein, offenes Auftreten, sich zu Wort melden, das Dialogische pflegen, also Dinge, die das Zweite Vatikanum gepredigt hat, werden heutzutage zu wenig umgesetzt. Kann man das so formulieren?

Seibel: Ich glaube nicht. Wenn man die Diskussion anschaut und die verschiedenen Veröffentlichungen usw. verfolgt, dann ist es doch bemerkenswert, mit welcher Entschiedenheit, Schärfe und argumentativen Kraft sich heute viele zu Wort melden. Wenn ich z. B. heute in Deutschland das Zentralkomitee der Katholiken mit seinem jetzigen Präsidenten anschau, dann kann ich nur sagen: Hut ab vor der Klarheit und Entschiedenheit, mit der er seine Meinung äußert.

Küpper: Die Frage ist natürlich, inwieweit so etwas Gehör findet, es ernst genommen wird und inwieweit solche Ideen auch umgesetzt werden. Ein Kirchenvolksbegehren sorgte auch bei uns in Deutschland zunächst für Aufregung. Man könnte es auch zielgerichtet münden lassen, dann wäre vielleicht etwas gewonnen.

Seibel: Das ist richtig. Es entsteht weithin der Eindruck, dass alle Aktivitäten letztlich ins Leere laufen. Man hat den Eindruck, als drücke man auf einen Gummiball: So lange man drückt, ist die Delle da, und wenn man loslässt, sieht der Ball aus wie vorher. Man hat den Eindruck, dass alle diese Meinungen und Vorstellungen, die geäußert werden, bei den amtlichen Organen der Kirche gewissermaßen abprallen. Dieser Eindruck besteht nicht zu Unrecht. Wenn man auf der anderen Seite auf die Geschichte der letzten Jahrzehnte zurückblickt, dann hat sich in der Kirche schon so viel tiefgreifend geändert, dass man das auch für die Zukunft nicht ausschließen darf.

Küpper: Das würde also bedeuten, dass Sie optimistisch in die Zukunft blicken im Sinne der von uns gepriesenen Gelassenheit und in der Hoffnung, dass sich vielleicht doch die eine oder andere Wende, so wie damals 1958/59, ergeben könnte?

Seibel: Ja, in dieser Richtung bin ich immer Optimist.

Küpper: Ich bedanke mich ganz herzlich für das Gespräch, das wir führen durften. Ich glaube, dass die Ideen des Zweiten Vatikanums es jederzeit wert sind, darüber nachzudenken und darüber zu sprechen. Vieles versinkt in der Geschichtstruhe, ohne dass man das möchte. Das ständige Wiederaufbereiten und Reden ist eine Möglichkeit, Ideen wach zu halten, die sicherlich phänomenal waren damals und es heutzutage auch sein könnten. Das war das Alpha-Forum, heute mit Pater Wolfgang Seibel, Chefredakteur der "Stimmen der Zeit", einer Jesuitenzeitung, der inzwischen im Ruhestand ist.